



talitlent Elena Duni (im Hintergrund Bassist Bänz Oester) schlug im Haberhauskeller alle in ihren Bann.



Der Berner Schlagzeuger Samuel Rohrer trat am Festival mit zwei verschiedenen Formationen auf.



Silvestri Quintett krönte den Freitagabend.



Gespräch der Rhythm Section der Stephan Kirmann Strangs: Willy Kotoun und Julio Barreto.



Durchblick auf den Cellisten Daniel Pezzotti.

(Alle Bilder: Peter Pf...

Leistungsschau

Eindrücklich: Schaffhauser **Jazz Festival**

Was 1990 unter dem Motto „Swiss Jazz“ begann, ist heute zur imponierenden und wichtigsten Leistungsschau des Schweizer Jazz geworden. Das Schaffhauser Jazz Festival macht alljährlich im Kulturzentrum Kammgarn mit einer Szene bekannt, die in Europa ihresgleichen sucht. Wieder wurde ein rundes Dutzend Gruppen präsentiert, deren Stärken in ihrer außerordentlichen Vielfalt lagen. „Wir setzen vor allem auf working bands und bemühen uns“, so Urs Röllin, Gitarrist und künstlerischer Leiter, „eine Starttrampe für deren neueste Projekte zu sein“. Dies ist eindrucklich gelungen.

Das Festival begann in seiner 19. Auflage mit einem Paukenschlag im Stadttheater und endete mit geschliffenen Violinen und Celli, die sich über brasilianische Rhythmen hermachten. Erste Zeichen setzte die aus Schaffhausen stammende Irene Schweizer, ein Urgestein der Szene. Längst hat die Pianistin einen internationalen Namen. Ihr Solo-Konzert, ein frei fließender Improvisationsprozess, ist geprägt von Lyrik, Rasanz und zupackender Dynamik. Im Zusammenspiel mit dem London Jazz Composers Orchestra gibt sie sich allerdings sehr zurückhaltend. Offensichtlich hatte Leiter Barry Guy, der eigens für die Pianistin ein neues Stück geschrieben hat, keine glückliche Hand. Anders bei „Harmos“, einem der schönsten und aufregendsten Orchesterwerke des modernen Bigband-Jazz, das er vor Jahren komponierte. Hier durchdringen sich notierte und improvisierte Sequenzen in einer Balance, die ihresgleichen sucht.

Offensichtlich ist Irene Schweizer Vorbild und Inspiration für die Schweizer Szene, denn wieder waren Pianisten einer der Schwerpunkte des Festivals. Die Lausannerin Sylvie Courvoisier interpretierte mit ihrem internationalen Quintett eigene Kompositio-

nen. Die zierliche Pianistin mit dem harten Anschlag und den donnernden Blockakkorden blieb diesmal erstaunlich blass. Ihre Stücke litten unter einer gewissen Verkopfung und kamen nicht vom Fleck. Interessanter dann Thomas Silvestris Themen, die sich mal lyrisch offen gaben, bald rasend mit brodelnden rhythmischen Passagen. Erstaunlich, dass in Schaffhausen nur ein einziges klassisches Klavier-Trio zu hören war. Colin Vallon brachte das derzeit hoch gehandelte Format in Schwung.

Einen weiteren Schwerpunkt bildete die Poesie. Claudio Puntin und Insa Rudolph spielen kreative Songs und Sounds mit ihrem außergewöhnlichen

Das Schaffhauser Jazz Festival macht alljährlich im Kulturzentrum Kammgarn mit einer Szene bekannt, die in Europa ihresgleichen sucht.

Oktett „Sepiasonic“. Hier verbinden sich klassische Kompositionstechniken, Improvisation und am Groove orientierte Songs zu einem eigenen Musikstil. Dieser tendiert bei Fanny Anderegg in eine lyrische Richtung. Die Bieler Sängerin mit samt-

weicher Stimme hat Gedichte von Emily Dickinson und Linsa Famos vertont, auch Eigenes geschrieben.

Aus dem Rahmen des Schaffhauser Festivals fallen die freien Improvisationen von Jürg Solothurnmanns Quartett In transit sowie die Stephan Kurmann Strings. Seit zwei Jahrzehnten verfolgt der Basler Bassist sein Konzept mit integrierten Streichern. Sie sind vollwertige Partner der Jazzsolisten, so dass zwischen auskomponiertem Material und Improvisation faszinierende Kontraste und gleichzeitig immer wieder neue Verbindungen entstehen. Auf dem Programm stand die mitreißende Musik des brasilianischen Pioniers Hermeto Pascoal.

Die Schweizer Leistungsschau in Schaffhausen beeindruckte durch die Breite dieser eigenständigen Szene. Sie glänzt durch Eigensinn, Originalität und Individualität.

REINER KOBE

Unter welchen Bedingungen entsteht guter Jazz?

Am diesjährigen Jazzfestival Schaffhausen gab es eingängige und schwierige Musik zu hören. Und: Es wurde viel diskutiert.

Von **Christoph Merki, Schaffhausen**

Ist der Schweizer Markt böse mit den Jazzmusikern? Besonders gut jedenfalls meint er es sicher nicht mit ihnen. Nicht dass damit gemeint ist, dass das Schaffhauser Jazzfestival, dessen 19. Ausgabe am Samstag zu Ende ging, schlecht besucht gewesen wäre. Der viertägige Anlass, ein Schaufenster des helvetischen Jazz, kann sich über mangelndes Publikum nicht beklagen. Begleitend zu den Konzerten werden aber seit einigen Jahren bei Podiumsgesprächen Fragen rund um das Schweizer Jazzschaffen debattiert.

Unter dem Titel «Oben auf oder Unten durch? – Über die Berufsaussichten als Jazzmusiker» legte der Sozialpsychologe Matthias Läubli einigermassen brisante Zahlen aus einer Untersuchung vor. Läubli hatte Studienabgänger der Jazzschule Luzern zu ihrer Lebenssituation befragt: Das Einkommen mit musikalischen Aktivitäten betrug bei den Befragten im Schnitt jährlich nur 30- bis 40 000 Franken brutto (dies allerdings kombiniert mit einer hohen Lebenszufriedenheit). An solche Erkenntnisse knüpften sich in Schaffhausen rege Diskussionen. Etwa zur Frage: Ist die Musik der Schweizer Jazzer zu weit weg vom Markt, oder ist der Markt vielmehr gerade ein Holzweg für guten Jazz?

Manches Statement am Podium liess

sich auch als Kommentar zur Musik verstehen, die man am Festival dann zu hören bekam. Da wäre zum Beispiel die junge Bieler Sängerin Fanny Anderegg; sie stand am Freitag auf der Bühne. Wie hatte doch ein Studierender der Jazzschule Luzern auf dem Podium gesagt: «Die Jazzschulen sensibilisieren zu wenig dafür, wie man in einer Marktwirtschaft überleben kann.» Fanny Anderegg nun ist gewiss nicht zu unterstellen, dass sie lediglich auf Absatzzahlen ihrer CD «Le 8ème jour» schielt.

Musikalische Enthüllungen

Aber zweifellos macht die 28-jährige eine sehr zugängliche Musik. Auf ihrer Webseite zitiert sie Doors-Sänger Jim Morrison mit dem Satz: «Wir verbergen uns in der Musik, um uns zu enthüllen.» Die Enthüllungen passieren bei ihr aber mindestens so stark sprachlich wie musikalisch. Gelegentlich pflegt die Sängerin auch einmal den rein instrumentalen Gesang, zumeist aber richtet sie sich mit Worten an uns; auch im reinen Sprechgesang. Rein musikalisch passiert relativ wenig, viele ostinate Bassmuster, besinnliche Moll-Arpeggien des Klaviers, sanfte Filigranrhythmen von Schlagzeuger Luigi Galati. Meist sind die Texturen ausdefiniert und lassen kaum Raum für Überraschungen. Ein lyrischer Popjazz, sehr nah bei Norah Jones.

So ganz anders war da die Musik der gefühlstief singenden, aus Albanien stammenden 26-jährigen Sängerin Elina Duni nicht, die ebenfalls am Freitag auftrat. In gebrochenem Deutsch erzählt sie, wie sie als Elfjährige in die Schweiz kam. Sie

spricht von ihren «schweren schwarzen Kleidern», von Liebe, Natur, Tod, gibt kurze deutsche Einführungen zu den Stücken und wechselt dann ins Albanische. Das Begleittrio nimmt den Grundton von Duni grandios auf, Drummer Norbert Pfammatter soliert dumpf pochend, spinnt die Gefühlslage von Elina Duni weiter. Und auch das: eine sehr zugängliche Musik, eine Musik des Herzens.

Aber vielleicht war das doch nicht das, was man zuallererst mit dem in Verbindung brachte, was der Zürcher Pianist Chris Wiesendanger auf dem Podium gesagt hatte. Er kritisierte an den Jazz-Ausbildungen der Musikhochschulen, dass das «Scheitern» in ihnen zu wenig berücksichtigt sei, und innovative Musik könne nicht gelehrt werden wie die Regeln bei einem Managerseminar: «Musikmachen ist nie ein geradliniger Weg.» Auch fehlten Wiesendanger in der heutigen Szene Vermittlerpersönlichkeiten, die gerade junge Musiker mit ihren interessanten Projekten förderten.

Stillstehende Klangcollagen

Jung ist er zwar nicht mehr, der Sopran- und Altsaxofonist und eben in Pension gegangene DRS-Jazzredaktor Jürg Solothurnmann, aber gewiss wäre nicht jeder Veranstalter bereit, die Musik seines Quartetts, die gewiss eher die Ungerade als die Gerade sucht, auf die Bühne zu bringen. Urs Röllin, Schaffhauser Festivalorganisator, tat es dennoch. Die Wahrhaftigkeit dieser Kunst besteht eben gerade darin, dass sie das Scheitern nicht ausschliesst, im Moment geboren

wird und ohne Notenpapier auskommt. Ein rau-rotziges, ein kataraktisches Saxofon spielt Solothurnmann. Grosse Intervallsprünge, rotierende Minimalismen. Marktgängigkeit ist hier gewiss kein Kriterium. Manchmal spürt man gewisse Längen in dieser Musik: Ist eine Struktur einmal gefunden, hält das Kollektiv an den Funden arg lange fest. Immerhin, so sagt man sich als Zuhörer: Wer wagemutig ist, darf auch mal schlingern auf seiner Fahrt.

Wieder mehr nach Geradeaus-Jazz klang dann das Quintett des Schaffhausers Thomas Silvestri. Der 43-Jährige schreibt gewiefte Kompositionen, die trotz ihrer konventionellen Formabläufe vom Thema zur Improvisation und zurück zum Thema immer wieder Überraschungen bergen. In einem ähnlichen Segment bewegten sich am Samstag auch die Gruppen des Luzerner Gitarristen Franz Hellmüller und des Pianisten Colin Vallon. Beide Formationen gehen in aller Regel von klaren Vorlägen aus.

Doch weit stärker als bei Silvestri durchbrechen sie vorgegebene Strukturen. Hellmüller kann auf lyrischen Timejazz fast stillstehende Klangcollagen folgen lassen, die in ihrer Unbewegtheit an psychedelische Pink-Floyd-Soundgemälde der 1970er erinnern. Und der Westschweizer Pianist Colin Vallon scheint sich geradezu vehement in Richtung Freiheit hinzubewegen, Stücke wie sein «Le paradis perdu» hörte man noch nie so offen gespielt von ihm wie an diesem Abend. Als hätte der Klavierspieler sich gesagt: Die mäandernde Ungerade, sie führt am ehesten ans Ziel.

Meinung oder Mission

Das 19. Schaffhauser Jazzfestival

Nichts hätten sie vorbereitet, behauptete der Saxofonist Jürg Solothurnmann, als er mit seinem Quartett In Transit am Freitagabend in Schaffhausen vor das Publikum im Kulturzentrum Kammgarn trat. Was nun musikalisch geschehe, müsse man sich wie eine Diskussion am Fernsehen vorstellen. Man wisse nicht, was dabei herauskomme. Aber was jeder Einzelne sage, habe hoffentlich Hand und Fuss. Letzteres mochte man dem freien Jazz dieser hellhörigen Improvisatoren durchaus zubilligen. Aber wie bei einem unverbindlichen Talk bewegten sich die einzelnen Meinungen zunächst im Ungefähren. Man vermisse die Kraft einer wegweisenden Überzeugung, die missionarische Wucht eines Glaubens – bis dann der amerikanische Pianist Michael Jefry Stevens seinen Kollegen mehr Struktur diktierte.

Schweizer Werkschau

Stevens legte kantige Rhythmen vor und erschloss mit Skalen und Clusters klangliche Räume. Sein quasi autoritäres Vorgehen schuf mehr Spannung. Am Schlagzeug versuchte Dieter Ulrich, die Ideen des Pianisten rhythmisch umzusetzen. Solothurnmann konzentrierte sich auf konzisere Phrasen. Und der Bassist Daniel Studer fand Platz, um jene Effekte zu demonstrieren, die er auf seinem Kontrabass an der Peripherie der eigentlichen Kontrabass-Sonorität kultiviert: von perkussivem Klöppeln über flirrende und surrende Saitengeräusche bis hin zu flamencoartigen Tremoli und sirenenartigen Glissandi.

Das Jazzfestival Schaffhausen will eine Werkschau des Schweizer Jazz präsentieren. Dieses Jahr versuchte man die ganze Breite verschiedener Stile ins Programm hineinzubringen. So ist es zu erklären – fast fühlte man sich an Montreux erinnert –, dass auf den Auftritt von In Transit nun ein Kontrast-Set mit poetisch-poppigem Vokal-Jazz folgte, geboten von der talentierten, aber noch wenig profilierten Fanny Anderegg. Schade eigentlich, dass die weitaus reifere, eigenwilligere Sängerin Elina Duni derweil bloss auf einer

Nebenbühne zu hören war. Immerhin passte der Folk-Jazz der in der Schweiz domizilierten Albainerin bestens ins schöne, hohe Kellergewölbe des «Haberhauses». Für eine adäquate warme und agile Begleitung garantierten hier der Bassist Bänz Oester, Norbert Pfammatter am Schlagzeug und der Pianist Collin Vallon.

Der Freitagabend klang aus mit viel Bravour – gefeiert vom Publikum, das sich in Schaffhausen erstaunlich interessiert und diszipliniert auf verschiedenste Klänge einlässt: Das Quintett des Schaffhauser Pianisten Thomas Silvestri hatte vor neun Jahren am gleichen Festival sozusagen den nationalen Durchbruch geschafft. Jetzt kam die Band in beinahe unveränderter Besetzung zurück und gab die raffinierten, rhythmisch vertrackten, melodisch verspielten Stücke des neuen Albums «Les Sirènes» zum Besten. Silvestri sprüht vor Ideen und bringt diese wie Feuerwerkskörper in seinen Arrangements unter. Damit dominieren in seiner Musik allerdings Effekt und Virtuosität über feinere expressive Prozesse. Angesichts von Kollegen wie Michael Gasmann, der an der Trompete nicht nur mit expressiver Kraft, sondern gerade auch durch eine verknappte, gebrochene Lyrik beeindruckt, müsste sich Silvestri als Komponist bisweilen wohl etwas zurücknehmen.

Am Samstag konnte sich das Festival fast in jeder Hinsicht noch steigern – die wie ein gemütlicher Klub eingerichtete Kammgarn-Halle füllte sich fast bis auf den letzten Platz. Und so herrschte eine höchst aufgeräumte, freundliche Stimmung, als der junge Luzerner Gitarrist Franz Hellmüller mit seinem Quartett für einen luftig-beschwingten Auftakt sorgte. Hellmüller zeigte sich als munterer Virtuose und inspirierter Fabulierer. Man möchte ihn allerdings in die Welt hinausschicken, damit sein unbekümmertes Spiel geerdet werden möge durch den Ernst des Lebens, sozusagen.

Das muss man seinen Mitmusikern nicht sagen: Nat Su am Altsaxofon, der Drummer Norbert Pfammatter und auch der junge Bassist André

Pousaz überzeugten durch dosiertes Engagement, Reife und Übersicht. – Das Finale des Festivals deckt sich zwar nicht mit dem Finale dieses Artikels. Dennoch verkünden wir hier gerne, dass die Stephani Kurmanns Strings ein schönes, buntes Schlussbukett boten, als die neun Musiker zum Festivalende ihr neues Programm mit Kompositionen des brasilianischen Genies Hermeto Pascoal vorstellten. Der Improvisation mag in dieser Formation nicht allzu viel Platz eingeräumt werden. Den aber nutzen Koryphäen wie der Tenorsaxofonist Andy Scherrer (er wurde in Schaffhausen mit einem Suisa-Preis für sein Schaffen geehrt) für solistischen Glanz. Und in den arrangierten Passagen glänzt das Ensemble durch musikanisches Engagement, Charme und Verve.

Colin Vallon

Den Höhepunkt aber hatte zuvor schon das Trio des 27-jährigen Pianisten Colin Vallon (mit Patrice Moret am Bass und Samuel Rohrer am Schlagzeug) gesetzt – eine hochkarätige Formation, der man eine internationale Karriere durchaus zutraut. Das liegt daran, dass Vallon sehr unterschiedliche Einflüsse – von der Klassik über Jazz und freie Improvisation bis hin zum Rocksong und Elektro-Track – bereits zu einem eigenen Stil bündelt, der zu so etwas wie seiner musikalischen Mission geworden ist (wohl deshalb versteift er sich mitunter noch etwas in einem pastoralen Gestus). Überdies versteht er es im impulsiven Zusammenspiel mit seinen Kollegen, eine Idee in einem weiten dynamischen Bogen zu entfalten. Anfangs wird beispielsweise irgendeine ansteckende Vibration aus den Saiten, aus dem Holz, aus der Luft, aus der Zeit, aus dem Hirn, aus der Seele geklöpelt und gekitzelt, die sodann in ein ausladendes, rhapsodisches Rubato auswächst, in dem nun die Fieberkurve der Erregung weiter steigt. Zuletzt triumphiert die Musik in den einfachen Harmonien eines Rocksongs – oder sie überbort in rhythmischer Ekstase.

Ueli Bernays

Prekäre freie Improvisationen

In Schaffhausen spielte Barry Guys LJCO vor ausverkauftem Haus, die Zuschauer hatten seine Musik vorher noch nie gehört

Früher entsandte sie das British Council in weit entfernte Länder. Mit Jazz wollte das Kulturinstitut dem schlechten postkolonialen Image des Empire etwas Positives entgegensetzen, berichtet der 61-jährige Orchesterleiter, Komponist und Bassist Barry Guy. Heute bliebe schöpferischen Künstlern das System staatlicher Kultursubventionen dagegen verschlossen. Der organisatorische Aufwand größerer Formationen sei in der improvisierten Musik besonders hoch, und die Durchführbarkeit habe unter den prekären Umständen stark gelitten und bedeute für solche Projekte sogar das Aus. Dieses Schicksal erlitt Barry Guys 1970 gegründetes London Jazz Composers Orchestra (LJCO). Zehn Jahre brauchte das Orchester nach seinem letzten Auftritt beim Berliner JazzFest 1998, bis es nun wieder einmal für ein großes Konzert zusammenkam. Zum Auftakt des 19. Schaffhauser Jazzfestivals in der Schweiz spielte das LJCO vor ausverkauftem Haus im Stadttheater. Die meisten der 700 Zuschauer hatten ihre Musik vermutlich noch nie gehört.

Bindeglied zum Publikumsinteresse waren Sponsoren, die ausgewählte Gäste zum Eröffnungskonzert eingeladen hatten. Sie ermöglichten auch, dass das als Werkschau des Schweizer Jazz anerkannte Festival Eventcharakter für die ganze Region bekam. Als weiteres Zugpferd fungiert die Musikerin Irène Schweizer, die mit dem LJCO auftretende Pianistin ist in Schaffhausen geboren. Barry Guy hatte extra ein neues Stück mit dem Titel "Radio Rondo" komponiert, es wurde in Schaffhausen uraufgeführt.

Doch offenbar ließ sich das überwiegend grafisch notierte Werk nicht ganz so umsetzen wie geplant. Schweizer blieb in der gedrängt wirkenden Komposition kaum Platz, um improvisatorische Bögen zu entwickeln. Melodien gingen im unbeabsichtigten Tumult unter.

Die Musiker konnten sich auf der Bühne untereinander kaum hören. Darunter litten besonders die zahlreichen kurzen Duo- und Triosegmente innerhalb von "Radio Rondo". Die gesamte Aufführung war von einer abrupten Dynamik bestimmt.

Ganz anders hingegen das Hauptwerk des Abends, Barry Guys Komposition "Harmos" von 1987, mittlerweile ein Klassiker des avantgardistischen BigBand-Jazz. Es ist eine gewaltige Hymne, in der freie Improvisationen über großorchestrale Melodiebögen geschichtet sind und so eine nahezu hypnotische Wirkung entfalten.

Dem im vergangenen Jahr verstorbenen Posaunisten Paul Rutherford widmete Guy die "Harmos"-Aufführung, ansonsten kamen fast alle, die bei der "Harmos"-Aufnahme vor 20 Jahren bereits mitwirkten, nach Schaffhausen, darunter auch Evan Parker, Phil Wachsmann und Barre Phillips.

"In meiner Musik geht es um den Überlebenskampf, und das muss man auch spüren", kommentiert Guy. "Den größten Teil meines Lebens habe ich nach Lösungen gesucht, wie man diese Auseinandersetzung in einer Partitur ausdrücken kann."

Die Idee des Ausdrucks ist für Guy im Barock und im Free Jazz ähnlich. Der 1947 geborene Engländer hat zahlreiche Aufnahmen mit der Academy of St. Martin in the Fields und Christopher Hogwoods Academy of Ancient Music gemacht. "Was alte Musik angeht, war meine Auftragslage gut, und so konnte ich mir Instrumente kaufen, um Mozart-Sinfonien originalgetreu zu spielen. Zur Jazzfinanzierung habe ich das eine oder andere historische Instrument wieder verkauft, so etwa für die Produktion der CD 'Harmos'", berichtet Guy.

Für die meisten Kollegen sei experimenteller Jazz ein permanenter Ausnahmezustand, sagt der Musiker; Rutherford etwa verdiente seinen Lebensunterhalt bis kurz vor seinem Tod als Türsteher. Wenn man nach diversen Proben tagen und einem Konzert mit 100 Pfund Gage nach Hause kommt, sei das eine Beleidigung. Auch öffentlich-rechtliche Radiosender würden immer weniger Produktionen mit experimentellen Musikern in Auftrag geben, so Guy. Die großen Tage des NDR als Jazzsender, der Guy und seine Ensembles in Hamburg proben und aufnehmen ließ, sind vorbei - für Guy war das eine der Enttäuschungen der letzten Jahre. Wer über keine finanziellen Ressourcen verfügt und wenig Kontakte zu anderen Musikern hat, kann mit Freejazz nicht überleben.

Da traf es sich gut, dass das Zürcher Label Intakt 1983 begann, Barry Guys Werke zu veröffentlichen. Seitdem ist sein Werk dokumentiert, und dadurch wird eine historische Perspektive überhaupt erst möglich - ein Glücksfall für Guy und sein Orchester. Intakt-Betreiber Patrik Landolt schlug vor, eine kleinere Band zu gründen, weil das LJCO keine Finanzhilfen mehr bekam; so entstand das Barry Guy New Orchestra. Von der CD "Harmos" wurden bis heute etwa 3.000 Exemplare verkauft.

CHRISTIAN BROECKING

11111 DONNERSTAG, 22. MAI 2008

19. Schaffhauser Jazzfestival Ein Eröffnungskonzert der Extraklasse



Proppenvoll war das Stadttheater am Eröffnungsabend des 19. Jazzfestivals, als das London Jazz Composers Orchestra unter der Leitung des Bassisten Barry Guy dessen Komposition «Radio Rondo», die er für die Schaffhauser Pianistin Irène Schweizer geschrieben hatte, uraufführte. Die Hörgewohnheiten

des gebannt lauschenden Publikums wurden um ein paar Klangerlebnisse erweitert, auch durch die Komposition «Harmos», die Barry Guy vor rund 20 Jahren geschrieben hatte und die heute als Klassiker gilt. Aufwühlender Sound aus der Mitte des Lebens. (Wü.)

Bild Eric Bühner



Das London Jazz Composers Orchestra mit den Augen der Zeichnerin. Irène Schweizer (ganz links), Barry Guy mit dem Rücken zum Publikum, Barre Phillips (Bass) und Phil Wachsmann (ganz rechts).

Bild Julia Guran

Der Festivalauftakt spülte die Ohren durch

Das Eröffnungskonzert mit dem London Jazz Composers Orchestra featuring Irène Schweizer im Stadttheater war von fulminanter Wildheit.

VON ALFRED WÜGER

SCHAFFHAUSEN Nichts Neues unter der Sonne, sagt man, und doch hat es das noch nie gegeben in Schaffhausen: dass das London Jazz Composers Orchestra im Stadttheater ein Jazzfestival eröffnete, und das erst noch mit einer Uraufführung. Der im benachbarten Stammheim wohnhafte britische Bassist Barry Guy hat nach 1991 zum zweitenmal eine Komposition für die Schaffhauser Pianistin Irène Schweizer geschrieben. Sie heisst «Radio Rondo».

Bevor sie jedoch erklang, begrüßte Festival-Co-Organisator Urs Röllin das Publikum und dankte namentlich dem städtischen Kulturverantwortlichen Rolf C. Müller für das Gastrecht im Stadttheater sowie der Credit Suisse als Hauptsponsor und dem Kanton und der Stadt. Danach befotzte Regierungsrätin Rosmarie Widmer-Gysel, die gemeinsam mit Stadtrat Thomas Feuer die Bühne betrat, die besondere Festlichkeit der diesjährigen Festivaleröffnung und sagte: «Schaffhausen beweist, dass anspruchsvolle Kost nicht nur in den grossen Zentren Platz hat.»

Irène Schweizer eröffnete den Sacherabend mit einem Soloauftritt, der ein Set war aus einem Guss, geprägt von Lyrik, Rasanz und zupackender Dynamik, liess das Haus zu einem Begeisterungssturm hinriss. Und dann krachte es.

Kakophonisches Fortissimo

Mit einem markerschütternden, kakophonischen Tutti-Fortissimo legte das Komponistenorchester los. Es war

ein Auftakt, wie man ihn schärfer kaum denken konnte – genau das Richtige für die 19. Auflage des Schaffhauser Jazzfestivals. Bei der Lautstärke blieb es natürlich nicht: Sanfteste Lyrik, insbesondere durch den Violinisten Phil Wachsmann, wovon ein feines Netz. Die stringente Komplexität der Musik schlug einen sofort in ihren Bann. Immer wieder verlagerte sich das Geschehen von der einen Bühnenseite auf die andere, von der Percussionssseite mit Paul Lytton und Lucas Niggli und dem Bassisten Barre Phillips hinüber zu den Bläsern. Ganz hervorragend bei «Radio Rondo» Mats Gustafsson.

Was macht diese Art von Musik – Publikumsstimmen während der Pause sprachen von «Fliegerangriff» und

«Schaffhausen beweist, dass anspruchsvolle Kost nicht nur in den grossen Zentren Platz hat»

Rosmarie Widmer-Gysel
Regierungsrätin

«Krieg» – aus? Nun, weniger martialisch ausgedrückt: Man wird als Zuhörer in einen Schaffensprozess hineingerissen, hat Anteil am Schöpferischen, am Werden – ständig entsteht die Musik neu, man gewinnt nicht den Eindruck von etwas Fertigen, es ist ein ständiges Geborenwerden von Tönen und Klängen. Was das London Jazz Orchestra hier und jetzt zur Welt bringt, ist ein atemstarkes Baby. Letztlich ist dieses Musizieren Ausdruck des ständig sich erneuernden Lebensprozesses. Sozusagen Bio-Sound. Und es ist dieser Impuls, der einen später ausserhalb des Konzerts nicht mehr loslassen wird. Die Lebenswirklichkeiten werden indes nicht abgebildet, sondern bilden sich selbst in der Wildheit, der Sanft-

heit, der Kühnheit des gemeinsamen Musizierens ab. Barry Guy greift zwischendurch auch selber in die Saiten seines Basses – dann weg damit und mit beiden Händen den nächsten Einsatz gegeben!

Melancholie und Melodie

Nach der Pause – es stellte sich heraus, dass das Gehörte niemanden kalt gelassen hatte, denn es bildeten sich sofort zwei Lager: hier die Begeisterten, dort die andern – wurde ein älteres Stück aus Barry Guys Feder aufgeführt: «Harmos», inzwischen ein Klassiker der modernen Orchestermusik. Ein Pianist hatte an Irène Schweizers statt am Flügel Platz genommen: Howard Riley. «Harmos» wurde 1987 als eines der ersten Stücke auf dem Zürcher Intakt-Label von Patrik Landolt, der im Publikum sass, aufgenommen. Barry Guy widmete die diesjährige Schaffhauser Aufführung dem Posaunisten Paul Rutherford, der 1970 eines der

Gründungsmitglieder des London Jazz Orchestra gewesen war und letztes Jahr verstorben ist. Die Posaunen spielten denn auch eine tragende Rolle, Conrad Bauer, Johannes Bauer und Alan Tomlinson solierten, was das Zeug hielt. Melodiestark setzen darauf die Saxophone ein. Es ist eine Melancholie in diesem Stück, die sich als roter Faden auch dann noch durch den Dschungel der Dissonanzen zieht, wenn Lärm und Expressivität üppig ins Kraut schiessen. Frage: Wo ist die Melodie? Antwort: Das ist sie. Frage: Wo ist der Wohlklang? Antwort: Genau hier.

Es ist den Organisatoren des Schaffhauser Jazzfestivals hoch anzurechnen, dass sie die grossen und insgesamt zwei Jahre dauernden Vorbereitungen nicht scheuten, die nötig waren, um dieses Ereignis hier stattfinden zu lassen – der Mut wurde belohnt. Urs Röllin dankte nicht zuletzt Maya Homberger, der Lebensgefährtin von Barry Guy, für das Buchen der vielen Flüge.

Backstage Auch das amerikanische «Downbeat» hört mit

► Das London Jazz Composers Orchestra, das gestern das Jazzfestival zusammen mit Irène Schweizer eröffnet hat, ist nicht bloss eine schillernde Truppe, sondern offenbar auch eine ziemlich trinkfeste. Sie hätte die geselligen Briten fast nicht aus der Beiz gebracht, erzählte Haberhaus-Wirtin Monika Niederhauser Organisator Urs Röllin. Und die drei Tage, die das Orchester in Schaffhausen probte, hätten genügt, den halben Haberhaus-Biervorrat zu vernichten. – Nun, die Brauerei wird's freudig, und der Spielfreude des Orchesters hat es offensichtlich auch nicht geschadet.

► Unter den vielen Konzertbesuchern waren gestern abend zahlreiche Politikerinnen und Politiker zu sehen: Wohl an die zwanzig Parlamentarier aus Stadt und Kanton konnte man im Stadt-



Jazz-Lesestoff auf höchstem Niveau. Bild: sst

theater zählen. Lokalprominenz gab es auch – und weitgereiste Gäste. Den möglicherweise längsten Weg hatte Bill Shoemaker angetreten, er kommt aus Washington, D. C. Nach Schaffhausen ist er eigens wegen des Jazzfestivals gereist; er berichtet für «Down-

beat» – das traditionsreichste und immer noch renommierteste Jazzmagazin der Welt – über den aktuellen Stand des Schweizer Jazz.

► Ein Jazzfestival ohne Festivalzeitung ist undenkbar. Mit Hingabe und Sachverstand und unter Beibehaltung renommierter Künstler und Grafiker wird jedes Jahr eine unverwechselbare Nummer gestaltet. Auch dieses Jahr ist dem Team unter Leitung von Daniel Fleischmann ein absolut hochkarätiges und spannendes Printprodukt gelungen. Nur eine klitzekleine Kritik gab es: Man könne nirgends lesen, wo die Zeitung gedruckt wurde. Das tragen wir selbstverständlich gerne nach: in der Zeitungsdruck Schaffhausen AG (ZDS) in Herblingen selbstverständlich, dort, wo unter anderem auch die SN und die «schaffhauser az» herkommen. (sst)

Programm Heute am Jazzfestival

Kulturzentrum Kammgarn
20.15 Uhr: Sepiasonic; 21.30 Uhr: Sylvie Courvoisier Lonelyville.
TapTab Musikraum
21.00 Uhr: Lounge mit DJs Soulin und Odi (Eintritt frei).
Haberhaus Kulturklub
17.00 Uhr: Schaffhauser Jazzgespräche zum Thema «Wozu eigentlich noch Jazzfestivals?» mit Burkhard Hennen (Referat), Niklaus Troxler, Urs Röllin und Marcus Maida (Referat und Leitung Diskussion). Eintritt frei.
Tickets/Reservation
Tel. 052 624 01 40
Fax 052 620 24 75
Vorverkauf
Musikhaus Marcandella
Tourist-Service Schaffhausen



Es war keine Sterndrittelstunde, aber Irène Schweizer hört man immer wieder gerne zu. In Schaffhausen spielte sie mit dem London Jazz Composers Orchestra. Bild: pd

Die Erinnerung an ein Ungetüm

Entfesselte Solisten im roten Bereich und eine kleine Prise Swing: Irène Schweizer und das London Jazz Composers Orchestra haben das 19. Schaffhauser Jazzfestival eröffnet. Ein Auftakt nicht ohne Lärmattacken.

SCHAFFHAUSEN – Nach einem Jahrzehnt Pause erweckt Barry Guy das London Jazz Composers Orchestra zu neuem Leben. Fürs Schaffhauser Jazzfestival hat er ein neues Werk, bei dem die Pianistin Irène Schweizer als Hauptsolistin mitwirkt, komponiert und das massive Opus «Harmos» aus dem Jahre 1987 neu einstudiert. Insgesamt hinterliess das Konzert einen zwiespältigen Eindruck.

Der eigene Stil

Zum Auftakt wurde mit der grossen Kelle angerührt. Zum ersten Mal genoss das Schaffhauser Jazzfestival Gastrecht im stattlichen Stadttheater. Der Festivalveranstalter Urs Röllin war sichtlich nervös, die Redner aus der Politik spannten in ihren Begrüssungsworten einen zum Glück nicht über Gebühr auf die Folter. Dann schritt die aus Schaffhausen stammende Pianistin Irène Schweizer zum Flügel, um zwanzig Minuten lang frisch von der Leber weg zu präludivieren. Es war dies zwar mitnichten eine Sterndrittelstunde, aber man schenkt dieser emanzipierten Improvisatorin immer wieder gerne das Gehör, weil sie – souverän und unprätentiös – einen wirklich eigenen Stil pflegt.

Leider kamen Irène Schweizers Stärken beim folgenden Programmteil zu wenig zum Tragen. Nach «Theoria» hat Barry Guy mit «Radio Rondo» ein zweites Concerto für Schweizer und das nach zehnjähriger Pause

Ein Wechselbad der Gefühle

Wenn man sich allzu verbissen für die Freiheit ins Zeug legt, muss man gehörig aufpassen, dass man nicht den Kopf verliert. Das war bei der Französischen Revolution ganz krass der Fall. Bei den Revolutionen des Jazz landete zwar niemand auf der Guillotine, aber es kam doch zu heftigen verbalen Schlägefeien, bei denen das undifferenzierte Freund-Feind-Schema Urständ feierte. Inzwischen haben sich – zumindest in Europa – die Wogen geglättet. Eingelullt vom postmodernen Anything-goes-Mantra, zelebriert man die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen mit lässiger Nonchalance.

Das Programm des 19. Schaffhauser Jazzfestivals, das morgen Samstag zu Ende geht, ist symptomatisch für diese Abrüstung an der Jazz-

revitalisierte London Jazz Composers Orchestra (LJCO) komponiert bzw. konzipiert. Die episodische Dramaturgie des Werks wirkte eigentümlich zerfahren – mal ging Schweizer in massiven Lärmballungen unter, mal improvisierte sie in kleinen Ensembles, aber so richtig frei entfalten konnte sie sich nie.

Dass Guy nach der Pause mit «Harmos» das mit Abstand zugänglichste Opus aus dem LJCO-Œuvre aufs

front. Für Veteranen des Free Jazz hat es an dieser Veranstaltung ebenso Platz wie für die jungen Bandleaderinnen Fanny Andereg und Elinna Duni, die noch schöner singen, als sie aussehen.

Dass an den Jazzgesprächen, die heuer bereits zum fünften Mal das Begleitgeplapper zur Musik liefern, nicht ästhetische Fragen debattiert werden, sondern über Geld und Filz diskutiert wird, passt bestens ins Bild. Wie breit und global die Inspirationsbasis des Schweizer Jazz geworden ist, wird man wohl am eindrucklichsten am Abschlussabend erleben: Mit Hellmüller's 4, dem Colin Vallon Trio und einem Hermeto-Pascoal-Programm von Stephan Kurmann wartet ein Wechselbad der Gefühle aufs Publikum. (lg)

Programm setzte, war ein guter Griff. Heilsarmeehymnik, entfesselte Solisten im roten Bereich, martialische Lärmattacken und eine kleine Prise Swing: Diese Musik aus dem Jahre 1987 entfaltet nach wie vor eine erschlagende Wirkung.

Macho-Action

Was das Werk eines anderen Engländer, Edward Elgars «Pomp and Circumstance», für die Klassik ist, ist Guys «Harmos» für den Free Jazz. Allerdings erinnert man sich an eine Aufführung dieses Ungetüms am letztjährigen «unerhört»-Festival in Zürich, bei der Studierende der Jazzschule Luzern die Strukturen und Energiekurven differenzierter und mit einem besseren Klangausgleich zur Darstellung brachten als die Veteranen des LJCO. Im orchestralen Jazz nimmt der manchmal etwas gar stark zu hysterischer Macho-Action neigende Guy eine Sonderposition ein – mal mehr, mal weniger überzeugend bringt er Verfahren aus der zeitgenössischen E-Musik mit freier Improvisation zusammen. An die mysteriöse Klangmagie eines Gil Evans oder Jon Balke reichen seine Werke allerdings ebenso wenig heran wie an das wahnwitzige Big-Band-Album «A Beautiful Day» des Ikonoklasten Andrew Hill: Wer den orchestralen Jazz in neue Dimensionen vorantreiben will, muss hier ansetzen.

TOM GSTEIGER



Eine sehr spezielle Mischung von Text und Musik boten Sepiasonic mit dem Klarinettenisten Claudio Puntin und der lyrischen Sängerin Insa Rudolph.

Bild: Eric Bühner

«Tausche Sitzbank gegen Seestern»

Sepiasonic mit dem Klarinettenisten Claudio Puntin trieben die Spannung nicht gerade auf die Spitze.

VON ALFRED WÜGER

SCHAFFHAUSEN Es begann mit gebrochenen Gitarrenakkorden, und man hatte Zeit, sich auf das Kommende einzustellen, Zeit auch, sich ein paar Gedanken zu machen, zum Beispiel diese: Völlig frei improvisierte Musik kommt dort an ihre Grenzen, wo sie tiefste archaische Schichten berührt, wo sich alles zu Findende ähnelt. Sepiasonic wählen daher den Weg in die Struktur, und siehe da, auch hier stellt sich Ähnlichkeit ein, man nennt sie künstlerische Geschlossenheit, ganz sicher die Stärke der

achtköpfigen Formation des Klarinettenisten Claudio Puntin.

Septa ist ein grauschwarzer Farbstoff, der aus dem Tintenbeutel von Tintenfischen gewonnen wird. Er wurde zum Färben von Stoffen und als Tusche verwendet. Heute nutzt man Septa vor allem zum Färben von Lebensmitteln, besonders von Pasta, in der Aquarellmalerei sowie als homöopathisches Medikament.

Grauschwarz war die Musik nicht gerade, aber die Farben waren durchweg zart und in Lasuren übereinandergelegt, was sich besonders in dem von der Sängerin Insa Rudolph komponierten Stück «Nita» zeigte, wo der Bass, gespielt von Jeff Denson, durch die feinen Texturen glühte. Neben Insa Rudolph steuerte auch Leader Claudio Puntin Kompositionen bei, etwa das Stück «Mitternacht», das für das Hör-

spiel «Die Vermessung der Welt» nach dem gleichnamigen Roman von Daniel Kehlmann geschrieben wurde. Von der 1974 geborenen Luzerner Lyrikerin Sabina Naef («leichter Schwindel», Gedichte, 2005) gab es zwei Versionen zu hören, deren erste, «Lost and Found» von Insa Rudolph sommerlich-luftig beschwingt interpretiert wurde: «Tausche Sitzbank gegen Seestern...»

Für den Klang des Oktetts sehr prägend waren die drei Bläser Daniel Marique-Smith, Flöte und Altflöte, und Daniel Agi sowie Liz Hirst, beide Alt- und Bassflöte. Die weichen Klänge dieses Trios legten immer wieder einen imponierenden, windhauchmässigen Teppich, etwa für den Gitarristen Kim Efert, der neben unaufdringlichen Soli auch merkwürdige Geräusche, die er verschiedenen elektronischen Spielsachen entlockte, ins Geschehen spielte.

Es kratzte und knisterte. So im als «Zwischengang» angekündigten «Sorbet», das einem am Anfang und am Ende auf der Zunge zerfloss und in der Mitte doch einen soliden gefrorenen Kern hatte.

Und Samuel Rohrer brachte die Becken zum Singen. Dieser Schlagzeuger! Er spielte genau so, wie es für diese feine, man könnte auch sagen, leicht verblasene Musik angezeigt war: sensibel, zurückhaltend und maasschaftsdielich – die Sängerin klinkert auf dem Toy-Piano eine simple Melodie, «... walking hand in hand...», ein Touch «Strawberry Fields Forever», und dann war er da, der Höhepunkt: das Schlagzeugsolo von Samuel Rohrer – gänzlich unerwartet – und führte die acht Musiker nach dem Fischzug sicher aus Land. Ein Set mit eigenartig in sich versponnenen Klängen war zu Ende.

Nacharbeit und Stilblüten

► Das Auftaktkonzert von Irène Schweizer mit dem London Jazz Composers Orchestra sorgte auch gestern noch für angeregte Diskussionen. Viel Freude machte der Auftritt auch den **DR52-Jazzspezialisten** Peter Bürl, Beat Blaser und Martin Pearson. Allerdings hatte die Radiocrew nach dem Konzert noch eine lange, arbeitsreiche Nacht vor sich. Galt es doch, das ganze Equipment vom Stadttheater in die Kammern zu zügeln und neu zu installieren.

► «Die vielen Mikrophone, die Sie sehen», sagte **Urs Röllin** bei der Begrüssung, «sollen die Musik, die sehr laut werden kann, nicht noch lauter machen». Sondern? Das Konzert mit der Uraufführung von «Radio Rondo», einem Stück, das Barry Guy für Irène Schweizer geschrieben hat, wurde für eine CD, die bei Intakt erscheint, mitgeschritten.

► Auch dieses Jahr betrifft das Jazzfestival wieder Neuland – unter anderem mit einem **Workshop für Jazzkritiker**. Organisiert hat den Anlass, der am Samstag im Haberhaus stattfindet, Ex-«Tangi»-Kulturchef Christian Rentsch. Zur Einstimmung verschickte Rentsch den Teilnehmern eine «kleine Stilblütenlese» mit Dutzenden von Beispielen, wie man es nicht machen soll. Jetzt hoffen wir bloss, dass die Liste bis Samstag nicht noch länger wird.

Programm Heute am Jazzfestival

Kulturzentrum Kammern

20.15 Uhr: In Transit; 21.30 Uhr: Fanny Anderegg Quartet; 23.00 Uhr: Thomas Silvestri Quintet.

TapTab Musikraum

24.00 Uhr: Grand Pianoramax feat. Mike Ladd.

Haberhaus Kulturklub

23.00 Uhr: Elina Duni Quartet. 17.00 Uhr: Schaffhauser Jazzgespräche zum Thema «Oben auf oder unten durch? – Über die Berufsaussichten als Jazzmusiker/In» mit Chris Wiesendanger (Referat), Matthias Läubli (Referat), Pirmin Bossart (Leitung), Håni Hämmerli und Beda Viviani.

Duo Wickihalder/Wiesendanger spielten im Haberhaus

Zauber der poetischen Heiterkeit

Ein Konzert mit dem Sopran- und Alt-saxophonisten Jürg Wickihalder und dem Pianisten Chris Wiesendanger (WW) ist immer etwas Besonderes. Auch der Auftritt der beiden Schweizer Jazzmusiker im Schaffhauser Haberhaus am Mittwochabend war ein von echter Poesie erfüllter Genuss: WW spielten verspielte Titel wie «A feeling for the summer», «Soprano goes shopping», «The last breath», «Appology» oder «Lovers». Über den genialen, weil heiter-herzlichen Schluss von «Lovers» beispielsweise mussten die beiden bereits perfekt aufeinander Eingespielten selber lachen – und überzeugten das Publikum mit feinem musikalischem Charme und Witz.

Wie ein Leuchtturm auf der Bühne

Das ragtimeartige Stück «Monkey» brachte das Eis beim vorwiegend mittelalterlichen Publikum vollends zum Schmelzen. Pianist Chris Wiesendanger lief dabei zur Hochform auf, und Jürg Wickihalder brachte seine unverwechselbar heiter-komische Bühnenpräsenz zu subtiler Geltung: Unter anderem setzte er in einer Spielpause während eines Solis Wiesendangers sein Wasserglas an, trank und drehte

sich gleichzeitig in kleinen Trillerschritten wie ein Leuchtturm um die eigene Achse. Das erste Duo-Programm von WW bestand auch im Haberhaus vor allem aus Eigenkompositionen. Musikalische Anleihen machten WW unter anderem bei innovativen des Jazz wie Charles Mingus, Steve Lacy und Thelonius Monk. Die stärksten Momente hatte das Duo in langsamen poetischen Stücken. Sowohl Wiesendanger am Flügel als auch Wickihalder am Sopransaxophon schlugen grosse, melodiose Bögen. Bemerkenswert waren auch die nahezu in allen Stücken perfekt gesetzte, jedesmal geniale musikalische Schlusspunkte.

WW sind Musikpoeten, die phantastische, mit feinem Humor gespielte, immer etwas schräge und vielfach melancholische Geschichten erzählen. Vor allem Jürg Wickihalder hielt mit seinem Instrument regelrechte Zwiesprache und entlockte ihm völlig unerwartete Tonaltitäten: vom quitschenden Vogelgewitscher im Urwald bis zum säuselnden Wind auf einer verlassenen Hochebene. Der Abend mit WW war zum Schmünzeln und zum Geniessen. Eine musikalische Kurzweil, wie man sie sich öfter wünscht. (jjs)

«Man muss stur sein und bleiben»

Ja, es braucht Jazzfestivals – aber nicht alle. Das ist das Fazit des gestrigen Jazzgesprächs.

Was ist aus den experimentierfreudigen, mit grosser Neugier programmierten Jazzfestivals der sechziger und siebziger Jahre geworden? Droht das Wagenmütige und Ungehörte unter dem Zwang zur Grösse vollends unterzugehen? Oder sind es gerade eben doch die Festivals, die dem Jazz nach wie vor die wichtigsten Impulse geben?

Um diese Fragen drehten sich gestern nachmittag die Vorträge und Diskussionen im Haberhaus-Keller aus Anlass der 5. Schaffhauser Jazzgespräche. Eröffnet wurde der Redereigen von Marcus Malda. Die Entwicklung der Jazzfestivals spiegelte die gesellschaftliche Entwicklung der letzten 40 Jahre eindrucksvoll, erklärte der deutsche Jazzpublizist und Festivalveranstalter. Die Eventkultur habe längst auch den Jazz erreicht und zeige sich dort besonders gut an den «Blockbuster-Festivals» vom Range Montreux oder des North Sea Jazz Festival. Erklärten liessen sich diese immer stereotyper werdenden Megafestivals mit der Krise der Tonträger-Industrie und der zunehmenden Zersplitterung der Jazzszene. Schlecht an diesen Festivals sei, so Malda, dass sie «null Innovation» böten. Gut, dass daneben viel Raum für

engagierte Veranstalter bleibe. Ziel der kleineren Festivals müsse es sein, der Musik «grösstmögliche Sichtbarkeit bei vollständiger ästhetischer Unabhängigkeit zu bieten». Das gellunge allerdings nur richtigen «Macher- und Musiker-Festivals», also dort, wo kompetente Veranstalter ein «klares Bekenntnis zum ästhetischen und kom-

kunst, Kommerz und den Schikanen kleinkariierter Politiker zerrieben wurde. Heute macht er wieder ein Festival, aber ein kleineres, intimeres und vor allem freieres. Hier steht er auch die Zukunft des Genres: «Festivals müssen eine innere Notwendigkeit haben, sonst kann man sie abschaffen.» Ganz so streng wollten Urs Röllin und



«Nicht vom Geld, sondern von der Idee und der Botschaft lebt ein Festival. Man muss Risiken eingehen – das tun die Musiker auf der Bühne ja auch»

Burkhard Hennen, Gründer des renommierten Moers-Festivals

merziellen Risiko ablegten. Ausserdem brauche es viel Kraft und Ausdauer: «Man muss stur sein und bleiben.»

Ganz ähnlich sah die Dinge im Anschluss Burkhard Hennen. Der heutige Kopf des Offside-Open-Festivals Geldern war Gründer und langjähriger Leiter des weltweit renommierten Moers-Festivals, bis er «zum Opfer des eigenen Erfolges wurde» und zwischen

Willisau-Gründer Niklaus Troxler in der abschliessenden Podiumsdiskussion dann doch nicht sein. Festivals, so ihr Fazit, erlaubten es Musikern, ein neues Publikum zu finden. Und dem Publikum machten sie es bei guter Programmation möglich, musikalische Entwicklungen und Strömungen in einer Art und Intensität zu erleben, die sonst einfach nicht zu haben sei. (sst)

«Musikmachen ist nie ein gradliniger Lebensweg»

Jazz gilt gemeinhin als brotlose Kunst – nicht nur, aber auch in der Schweiz. Doch stimmt das auch wirklich? Und wie könnte sich dies, falls es denn wahr ist, ändern? Ist es beispielsweise Aufgabe der Musikhochschulen, den Studenten erfolgreiches Geschäft zu bringen? Oder sollten sie sich im Gegenteil darauf konzentrieren, die Persönlichkeit der jungen Talente zu fördern? Um all diese Fragen drehten sich gestern die Jazzgespräche im Haberhaus.

Unter dem Motto «Obenauf oder untendurch?» diskutierten gestern vier Musiker, Pädagogen, Musikstudenten und Wissenschaftler über die Berufsaussichten von Jazzmusikern und -musikern. Einig wurde man sich dabei nicht. Unwidersprochen blieben allein die Erkenntnisse, die Matthias Läubli im Rahmen einer Lizentiatsarbeit gewonnen hatte. Sein wichtigstes Fazit: Die meisten Musikstudenten hoffen, dass sie später von ihrer Kunst leben können. Tatsächlich aber verdienen sie ihren Lebensunterhalt nach dem Studium meist mit einer Lehrtätigkeit. Und die finanziellen Perspektiven sind bescheiden: Aus Konzerten und Musikunterricht resultiert im Durchschnitt ein Einkommen von 3000 bis 4000 Franken im Jahr. Eine andere Erwartung der Studenten erfüllt sich dagegen oft: Als Musiker ist man sein eigener Herr und kann in der Regel ziemlich frei über seine Zeit verfügen. Wenigstens in dieser Beziehung, so Läubli, müssten die jungen Musiker «nicht untendurch».

Junge Musiker brauchen Mentoren

Nach Läublis Referat lagen die Fakten auf dem Tisch, jetzt konnte man sich der Problemlösung widmen. Nach Meinung von Studentenvertreter Beda Viviani müssten sich die Jazzschulen stärker mit den ökonomischen Faktoren des Musikerkasinos beschäftigen – mit Aufklärung, Ausbildung und einer rigoroseren Selektion am Anfang der Ausbildung. Pianist und Musiklehrer Chris Wiesendanger plädierte vehement fürs Gegenteil: Schon jetzt würde im Grundstudium wertvolle Zeit mit lebenspraktischen Tipps vergeudet, wo es doch zuerst einmal darum ginge, am Instrument zu einer Persönlichkeit zu reifen. Ausserdem sei «Musikmachen nie ein gradliniger Weg» – auch nicht in ökonomischer Hinsicht. Wünschen würde er sich dagegen «mehr Leute mit Überblick, Veranstalter mit sicherem Gespür für Talente und Mentoren, die jungen Musikern Türen öffnen». (sst)



Chris Wiesendanger: «Es fehlt an Leuten mit Überblick in der Szene.» Bild Sandro Stoll

Programm Heute am Jazzfestival

Kulturzentrum Kammgarn

20.15 Uhr: Hellmüller's 4; 21.30 Uhr: Colin Vallon Trio; 23.00 Uhr: Stephan Kurmann Strings play Hermeto Pascoal.

TapTab Musikraum

24.00 Uhr: Grand Pianoramax feat. Quarion.

Haberhaus Kulturklub

23.00 Uhr: Elina Duni Quartet. 17.00 Uhr: Schaffhauser Jazzgespräche zum Thema «Wie viel Filz braucht der Jazz?» mit Daniel Mouthon (Performance), Bruno Glaus (Referat/Leitung Diskussion), Lucas Niggli, Jean-Pierre Hoby und Urs Schnell.

In Transit Das beste aus zwei Welten



Bei aller Freiheit warm und entspannt, bei aller Dynamik luftig und leicht: Jörg Solothurnmanns Quartett in Transit zeigte gestern, wie natürlich man improvisieren kann – vorausgesetzt, man spielt auch auf der Klaviatur der leisen Töne. Nicht bloss mit Pausen, auch mit der Stille wusste das Quartett etwas anzufangen. Dazu gehört Mut und vor allem Gelassenheit. Einen Teil davon werden Michael Jeffy Stevens (Piano), Daniel Studer (Kontrabass), Dieter Ulrich am Schlagzeug und Saxophonist Solothurnmann ihrer grossen Erfahrung verdanken. Offensichtlich ist aber auch, dass sich

hier vier Seelenverwandte getroffen haben. Gemeinsam ist ihnen die Neugierde und die Lust auf Entdeckungen. Gleichzeitig suchen alle vier den schönen Sound, das ganze Leben, das in ihren Instrumenten steckt. In diesem Quartett verbindet sich auf eigentümliche Weise etwas sehr Progressives mit der für den Jazz «klassischen» Suche nach dem perfekten Ton. In Transit hat als Band diesen Ton gestern abend gefunden. Besser hätte der Einstieg in den zweiten, etwas konventionelleren Teil des diesjährigen Jazzfestivals kaum gelingen können. (sst)

Red Erik Bühner

Komplexe Klangcollagen ohne Worte

Die Pianistin Sylvie Courvoisier und Band verabreichten dem Publikum schwere Kost und verpassten es ein Stück weit, ihre Klangwelten zugänglich zu machen.

VON JOHANNES J. SCHRANER

Ihre Handbewegung liess an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig: Stichelartig durchschnitten Sylvie Courvoisiers rechte Hand die Luft, und das Quintett stand mit einem Schlag still. Habitus, Spiel und Gestus der erfolgreichen Lausser Pianistin und Komponistin mit Wohnsitz in New York waren am Donnerstagabend in der Schaffhauser Kammgarn von einer gewissen Härte gekennzeichnet. Sie schmälerte das Verständnis und den Genuss ihrer Musik.

Auf dem Klangteppich abgehoben

Das war umso bedauerlicher, als Courvoisier mit dem Violonisten Mark Feldman, dem Cellisten Vincent Courtols, der Synthesizerin Ikue Mori sowie dem Schlagzeuger Gerald Cleaver exzellent-virtuose Mitspieler hatte. Sie zeichneten drei Klangcollagen, die je rund 20 lange Minuten dauerten. «Textology» und «Cosmorama» liessen die ersten beiden. Die dritte vergass Courvoisier anzudeuten. Die Schaffhauser Kammgarn ist nicht die New Yorker Carnegie Hall. Der intime Rahmen in der Kammgarn wäre für Courvoisier wie geschaffen gewesen, ihre avantgardistische Musik einem interessierten Publikum näherzubringen. Der entsprechende Dialog blieb jedoch aus. Die Künstlerin Courvoisier blieb deshalb auch ein Stück weit unsichtbar.

Umso kraftvoller zeichnete sie mit ihrem Quintett virtuose Klangcollagen im Zwölftonsystem. Dabei ähnelte die Spielweise filmischer Schnitttechnik. Den intensivsten musikalischen Dialog untereinander pflegten Violonist Mark

Feldmann und Cellist Vincent Courtols. In «Textology» trafen die beiden Virtuosen richtiggehend klanglich gegeneinander an und wetteiferten musikalisch so intensiv und heftig, dass fast die Saiten krachten. Die geniale Synthesizerin Ikue Mori und der diskrete Schlagzeuger Gerald Cleaver legten den klanglichen und rhythmischen Teppich, auf dem sich die Pianistin Sylvie Courvoisier bisweilen etwas abgehoben ausstoben konnte.

Die auf den ersten Blick zierliche Frau hat am Flügel einen gewaltigen Anschlag. Wenn sie mit kräftigen Blockakkorden den Flügel regelrecht zum Donnern brachte, konnte einem fast angst und bange um das Instru-

ment werden. Courvoisier beschränkte sich indes nicht auf das Tastenspiel. Sie zupfte, schlug und strich auch mit blossen Händen die Flügelsaiten. Für das Publikum interessant zu wissen wäre unter anderem gewesen, ob die Klangcollagen Kompositionen oder Improvisationen oder eine Mischform beider waren. Der Beobachter tippt auf bis ins letzte Detail durchkomponierte Klangfenster.

Anders ist die völlig introvertierte und auf sich hochkonzentrierte Spielweise von Sylvie Courvoisier wohl kaum zu erklären. In der Kammgarn herrschte exklusive Studio-Atmosphäre, mit dem Publikum als Zaun-

fehle eine gewisse Sinnlichkeit. Vielleicht bezeichnet Sylvie Courvoisier deshalb ihre Musik weder als Jazz noch als klassischen Stil. Ein weiterer, aus Sicht des Zuhörers gewöhnungsbedürftiger Umstand war die Tatsache, dass das Courvoisier-Quintett mindestens an diesem Abend keine eigentliche musikalische Einheit bildete. Mit Ausnahme des Violonisten Feldman und des Cellisten Courtols spielte das Quintett eher nebeneinander als im dialogischen Wechselspiel miteinander.

Für den Zuhörer umso lohnenswerter war es deshalb, sich auf das individuelle Spiel der Musiker zu konzentrieren. Ikue Mori beispielsweise brachte ihren Synthesizer zum Gurgeln, zum Perlen, zum Fliegen, zum Tröpfeln und zum feinen Schwingen. Ihr Sound drang bis in die letzten Ritzen der Kammgarn. Der von Courvoisier leider nicht,

Die beiden Virtuosen wetteiferten musikalisch so intensiv und heftig, dass fast die Saiten krachten



Sylvie Courvoisier (l.) griff nicht nur in die Tasten, sondern auch in die Saiten. Vincent Courtols spielte stolz mit. Bild Erik Bühner

MONTAG, 26. MAI 2008

Schaffhauser Anzeiger

147. JAHRGANG, NUMMER 120, AZ 8200 SCHAFFHAUSEN, PREIS FR. 2.20



Die Nordostschweiz

Soziologieprofessor Kurt Imhof kommt
nächsten Dienstag an den Rheinfall. Wir
unterhielten uns mit ihm über die Euro 08.

Intergrund Seite 2

Session Heute beginnen die eidgenös-
sischen Räte die Sommersession, wegen der
Euro 08 eine Woche früher als üblich.

Inland Seite 5

Schmachtfetzen Der Russe Dima Bilan
gewann mit der Popballade «Believe» den
Eurovisions-Wettbewerb in Belgrad.

Tag zu Tag Seite 14

Schaffhauser Nachrichten



19. Jazzfestival

Zwei starke Abende zum Abschluss

SCHAFFHAUSEN Unter anderem mit der Improvisationsband In Transit von Jörg Solothurnmann, dem Schaffhauser Pianisten Thomas Silvestri und Elina Duni mit Band auf dem Programm schloss das 19. Schaffhauser Jazzfestival am Freitag und Samstag erfolgreich ab. Vor allem das Thomas-Silvestri-Quintett, das am Freitagabend in der Kammgarn seine neue CD «Les sirènes» präsentierte, war einer der Höhepunkte des ganzen Festivals. Mit Spielfreude und packenden musikalischen Dialogen eroberten der Schaffhauser Pianist und seine Musiker das Publikum im Sturm. (r.)

Weitere Berichte auf **Seite 17**

gen. Redaktion, Abonnemente, Inserate: Vordergasse 58, 8
2633 34 06. Fax Anzeigen 052633 34 02. E-Mail: anzeigen@



Wenn die Becken singen: Die Raffinesse des Samuel Rohrer zeigt sich in einem Sound, der selbst bei den härtesten Akzenten noch federleicht gespielt wirkt.

Bild Christoph Lenz

Ein Trommler in seinen Wanderjahren

Die helvetische Musikelite ist vier Tage nach dem Jazzfestival-Schlussakt bereits weitergezogen. Doch wer waren die Personen, die bleibende Eindrücke hinterliessen? Zum Beispiel Samuel Rohrer, ein trommelnder Tausendsassa.

VON CHRISTOPH LENZ

SCHAFFHAUSEN Samuel Rohrer steht zwischen den Esstischen im Backstage-Raum und wirkt ein bisschen deplaziert in dieser Kulisse. Rundum Teller mit Essensresten, abgegriffene Weingläser, überquellende Aschenbecher. Es ist Donnerstagabend in der Kammergarn. Gut eine Stunde liegt sein Auftritt mit dem Berliner Oktett Sepiasonic zurück. Die Anspannung ist weg, Samuel Rohrer spricht langsam, beinahe andächtig. Gut hat es ihm gefallen, das Konzert. Und gut, könne man das Gespräch jetzt führen und nicht erst am Samstag, wenn er abermals in Schaffhausen weilt. Dann mit dem Colin Vallon Trio.

Samuel Rohrer ist das, was Kritiker gerne einen aufstrebenden Stern am Jazzhimmel nennen. Der 30-jährige Berner, der vor fünf Jahren nach Berlin gezogen ist, um «neue Erfahrungen zu sammeln und um die kleine Schweiz zu verlassen», veröffentlicht im Halbjahresrhythmus Tonträger, die weit aus der breiten Masse des zeitgenössischen Jazz herausragen. Zuletzt mit dem Trio BraffOesterRohrer, davor mit dem welschen Pianisten Colin Vallon,

mit seiner eigenen Band Tree, mit dem holländischen Pianisten Wolfert Brederode, dem deutschen Saxophonisten Daniel Erdmann, mit Patrick Müller und, und, und.

Die Einsamkeit der Wanderjahre

Samuel Rohrer trommelt und komponiert für «etwa neun Projekte». So genau könne man das nicht sagen. «Mal geschieht bei einer Band lange nichts, dann kommt man irgendwann wieder zusammen, und es geht wieder los.» Allerdings: geprobt wird kaum. Bis zu 25 Konzerte spielt Samuel Rohrer pro Monat. Es sind Wanderjahre. Meist reist Samuel Rohrer allein von einer Stadt zur nächsten. Er kann nur ausreichend Konzerte spielen, wenn er gleichzeitig mit verschiedenen Bands

«Wichtig ist mir, dass die Musik im Moment lebendig ist, dass ich sie auf der Bühne gestalten kann»

touriert. Letzte Woche etwa spielte er in Berlin mit der einen Band, tags darauf an der Ostsee mit anderen Musikern, tags darauf wieder in Berlin, dann in Schaffhausen mit Sepiasonic, tags darauf wieder in Deutschland mit wieder einer anderen Band, tags darauf abermals in Schaffhausen mit wieder einer anderen Band, dem Colin Vallon Trio, und tags darauf in Luzern mit einer abermals anderen Combo. In Samuel Rohrers Agenda gibt es keine Wochentage. Es gibt nur Städtenamen. Für jeden Tag einen.

«Ich schätze die Einsamkeit», sagt Samuel Rohrer. An den Abenden habe er ja immer Gesellschaft, da brauche er nicht auch noch tagsüber Leute um sich. «Es ist ein wurzelloses Leben, aber es gefällt mir. Es hilft mir, bei mir zu bleiben, mich nicht zu verlieren.»

Die Wandlungsfähigkeit ist eine der grossen Stärken dieses Schlagzeugers. Mit den Berlinern «Sepiasonic» erweist Rohrer sich am Donnerstagabend als

banddienlicher und nuancenreicher Rhythmusknecht. Sein Spielraum ist arg beschränkt in dieser durchkomponierten Musik, die gravitativ, form-schön, aber stets hochkontrolliert erscheint. Samuel Rohrer tritt erst im letzten Stück mit einem phantastisch verstopften Solo in den Vordergrund.

Ganz anders am Samstag. Der Auftritt des Colin Vallon Trio ist ein 75-minütiges Lehrstück in Improvisation. Aus Geräuschkulpen formen der Pianist Colin Vallon, Kontrabassist Pat Morel und Samuel Rohrer wuchtige Klangskulpturen und bringen diese zum Bersten, um aus den Bruchstücken die nächsten ornamentalen Gebilde zusammenzufügen. Schon im zweiten Stück tropft Rohrer der Schweiß von der Stirn. «Wichtig ist für mich, dass die Musik im Moment lebendig ist, dass sie auf der Bühne gestaltet werden kann. Ich will die Freiheit haben, die Musik jeden Abend anders zu interpretieren. Das wäre im Pop-Rock-Bereich nicht angebracht», sagt Rohrer später.

Kurioserweise ist es am Samstagabend just ein Vorzeigstück dieses Pop-Rock-Bereichs, der in der Kammergarn erste Begeisterungstürme auslöst. Nach ausgedehnten Geräuschemperimenten spielt der Band-leader Colin Vallon plötzlich die nord-irische Rockband «The Cranberries» an. Es ist der Refrain des 90er-Jahre-Hits «Zombie». «Ich habe nichts gegen Pop, ich liebe gute Popmusik», erklärt Rohrer später. «Aber ich mag ihn nicht in seiner Reinform spielen, weil er oft so unflexibel ist.»

Zur Musik geführt hat ihn sein Vater, «ein leidenschaftlicher Jazzliebhaber». Erst mit 14 Jahren, zu spät eigentlich, hat sich Samuel Rohrer für den Schlag-

zeugunterricht angemeldet. Die obligate Rebellion in der Pubertät, die sich auch gegen den Jazz richtete, ist ohne grössere Schäden über die Bühne gegangen. Mit 19 Jahren wurde Rohrer an der Swiss Jazz School Bern aufgenommen, zwei Jahre später zog er nach Übersee ans Berklee College of Music in Boston. Zurück in der Schweiz, verspürte er bald wieder dieses «Reissen». Da haben seine Wanderjahre begonnen – erst zog er nach Köln, dann nach Berlin. Jetzt, sagt er, sei er überall ein bisschen zu Hause. In Berlin, in Bern, in Amsterdam, wo seine Freundin lebt. «Wenn es allein nach mir ginge, dürften diese Wanderjahre schon noch ein bisschen andauern», sagt Rohrer und lächelt. Er weiss, dass er so schnell nicht zur Ruhe kommen wird. Zu gross ist die Nachfrage nach seinen Bands.

Die Frage nach seinen Vorbildern bringt Samuel Rohrer ins Stocken. Nach einigem Überlegen nennt er die Verdächtigsten der üblichen Verdächtigen. «Ich habe mich an ihnen orientiert. Früher» Mitunter bezieht sich Rohrer während der Konzerte am Jazzfestival Schaffhausen auf diese einstigen Vorbilder. Am eindrucklichsten ist sein Spiel aber in jenen Momenten, in welchen er in seiner so unverkennbaren Art die Bleche zum Singen bringt. Die Einzigartigkeit dieses Samuel Rohrer ist, dass er sein Schlagzeug spielt wie eine Geige. Ungemein dynamisch und mit einem sanften Schwung, der in Europa seinesgleichen sucht. Selbst da, wo Rohrer harte Akzente setzt, wo er unorganische Beats aus der Elektronika-Abteilung zitiert, behält sein Sound eine raffinierte Leichtigkeit, gerade so, als begleite er irgendeine Piano-Jazz-Combo im Salon eines Nobelpalastes.

«Wenn es allein nach mir ginge, dürften diese Wanderjahre schon noch ein bisschen andauern»

Gute Musiker, gute Fehler

Dabei ist es alles andere als leicht-verdauliche Kost, die Samuel Rohrer feilbietet. Jedes seiner rhythmischen Patterns unterscheidet sich vom vorherigen. Kein Schlag wird so angebracht wie der letzte. Colin Vallon und Pat Morel tun es ihm gleich an diesem Samstagabend. «Man muss versuchen, voranzunehmen, was die nächsten Schritte der Mitmusiker sind», sagt Samuel Rohrer. Das kann nicht immer gelingen. Aber es muss auch nicht. Die Fehler sind Teil dieser Musik. Samuel Rohrer sagt es anders: «Es sind gute Musiker. Es sind gute Fehler.»



Samuel Rohrer Drummer für Weltstars

Der 30-jährige Drummer Samuel Rohrer lebt seit fünf Jahren in Berlin. Schon in jungen Jahren hat er mit Jazzgrößen wie Hal Crook, Erik Truffaz, Nils Wogram, John Lockwood und Patrick Müller auf der Bühne gestanden.

Nebst seinem eigenen Projekt «Tree» komponiert und arbeitet er regelmässig mit Blue-Note-Pianist Malcolm Braff, mit Claudio Puntin und mit Colin Vallon.

Zwei starke Abende und ein Preisträger

Nach dem Festival ist vor dem Festival. Freitag und Samstag geizten nicht mit Highlights.

VON ALFRED WÜGER

Nach dem Eröffnungskonzert mit dem London Jazz Composers Orchestra unter der Leitung des Bassisten Barry Guy im Stadttheater und dem kopflastigen Donnerstagabend mit Sepiasonic und Sylvie Courvoisier war am Freitagabend mit der frei improvisierenden Band In Transit von Jürg Solothurnmann im Grunde genommen der erste jazzmässige Gig zu geniessen gewesen, wenn man – und für einmal sei es getan – Jazz als das freie kongeniale musikalische Gespräch der Musizierenden miteinander und in den allergelungensten Momenten mit dem Publikum definieren will. Die grosse Halle in der Kammer war am Freitag vollbesetzt und die Stimmung im Saal hervorragend, als die junge Bieler Sängerin Fanny Anderegg die Bühne betrat. Der erste Song mit dem programmatischen Titel «Soft as I can be» wurde trotz seiner Subtilität zapackend vorgetragen, und im zweiten erkannte man, dass Elemente der Weiterentwicklung gegenüber dem Debütalbum «La figlia del vento» aus dem Jahre 2005 einerseits in der gesprochenen Rezitation bestehen, andererseits, und leider, in einer Zunahme an englischen Texten. Fanny Anderegg hat die Lieder zur neuen CD «Le 8 jour» auf dem Jakobsweg geschrieben. Rhythmische Songs feierten das Schreiten und Vorwärtstreiben – blutleeres Geräuseln ist nicht die Sache von Fanny Anderegg und ihren herausragenden Mitmusikern Vincent Membrez, Piano, Luigi Galati, Drums, und Peter Gossweiler, Bass.

Das schönste «Goodbye» der Welt
Dann schlug die grosse Stunde des Thomas Silvestri. Der Schaffhauser Pianist präsentierte seine neue CD «Les sirènes», die er mit Michael Gassmann, Trompete, Ewald Hügle, Saxophone, Helmer Merk, Bass, und Tony Renold, Schlagzeug, aufgenommen hat. Das Quintett war einer der Höhepunkte des Festivals. Das Titelstück der CD endete in ruhigen Pianowellen, Odysseus' Schiff knallte also nicht auf die Felsen,



Stephan Kurmann Strings spielten Kompositionen des Brasilianers Hermeto Pascoal zum Festivalabschluss.

Bilder Eric Bühner

sondern das Silvestri-Quintett und jetzt vor allem Michael Gassmann blies den vier Winden frisch den Marsch: «Yeti» schnaubte gehörig durch die Welt. Im impressionistischen Bilderbogen über die italienische Stadt Calvi setzte sich der Bassist Helmer Merk ins beste Licht: ausserordentlich agil – eine Entdeckung. Das Quintett groovt, swingt, nimmt Risiken, die Stücke haben eine klare Form und pointierte Schlüsse, die mit Verve und Präzision angesteuert werden. Hier platziert nichts einfach dahin. Einzelne Musiker herauszuheben hat keinen Sinn, diese Gruppe ist ein Kollektiv, dessen Stärke sich der überaus grossen Spielfreude verdankt. Und dann «Goodbye» – die beste Ballade, die am diesjährigen Jazzfestival zu hören war. Hier erreichten die Musiker das Allgemein-

«Nach der Zugabe flogen Rosen auf die Bühne, Blütenblätter regneten auf die Musiker»

gültige, in dieser Ballade zeigte sich, dass die Kunst mehr ist als das Leben, sie ist wird gespeist aus göttlicher Quelle. Nach der Zugabe flogen Rosen auf die Bühne, Blütenblätter regneten auf die Musiker.

Am Samstag hatte es zu Beginn deutlich weniger Leute als am Freitag, und es ging los mit Hellmüller's 4. Der 1973 geborene Luzerner Gitarrist Franz Hellmüller schrummelte zum Auftakt seine Gitarre wie am Lagerfeuer, und dann stiegen sie ein: Norbert Pfammatter am Schlagzeug, André Pousaz am Bass und Nat Su am Saxophon. War das erste Stück mit dem Titel «Goldener Oktober» wenig mehr gewesen als ein Appelizer, legte es in der zweiten Nummer dann. Hellmüllers Gitarrensolo sind sehr melodios, und sein Gitarrenspiel liess einen immer

wieder an die Eleganz von Pat Metheny denken. Das eine oder andere Spiel mit der Loopmaschine, um ein hymnisch-elektrisches Knisterblitzgewitter zu erzeugen, durfte nicht fehlen, ehe mit dem Titelstück der neuen CD, «Envol», geprägt von den luftigen Melodien von Nat Su, das Set beendet wurde.

Mit Colin Vallon, Patrice Moret und Samuel Rohrer trat das einzige klassische Pianotrio des diesjährigen Festivals auf. Es begann in der Stille, und es verklang in der Stille, und dazwischen erfuhr man, wieso, wie Nietzsche einst an Heinrich Kösseltz schrieb, das «Leben ohne Musik ein Irrtum» ist. Es ist ja nicht so, dass nur die Musizierenden, die Improvisierenden den magischen Moment suchen, nein, auch die Zuhörer suchen danach und warten darauf. Vallon, der Pianist, Moret am Bass und Rohrer an den Drums schenkten dem den ganzen Abend über sehr aufmerksamen Publikum viele solcher magischer Momente. Was nach dem bulgarischen Schlussfeger folgte, näm-



Der Gitarrist Franz Hellmüller hebt ab.



Sulsa-Preisträger Andy Scherrer.

lich eines der schönsten Lieder von Jacques Brel – «Je ne sais pas» –, war neben Silvestris «Goodbye» ein zweites absolutes Highlight.

Sulsa-Preis an Andy Scherrer

Vor dem Schluss-Act, «Stephan Kurmann Strings play Hermeto Pascoal», überreichte Urs Schnell den dies Jahr zum erstenmal verliehenen und mit 15000 Franken dotierten Jazzpreis der Sulsa-Stiftung dem Basler Tenorsaxophonisten und Pianisten Andy Scherrer, um dessen langjähriges Wirken als Musiker und Pädagoge zu würdigen. Dann trat Andy Scherrer an sein Notenpult im Hintergrund, während das Orchester Platz nahm und alsbald vom Bassisten und Leader Stephan Kurmann eingeleitet wurde. Wie dieses Orchester mit Cello und Violinen sich geschliffen der brasilianischen Rhythmen annahm, war die grösste Überraschung des 19. Schaffhauser Jazzfestivals und bescherte zum Abschluss der Nacht intensiv-freudvollen Hörgenuss

Wenn sie nicht singt, kauert sie

Stilmix Elina Duni verschmilzt im Haberhaus den Jazz mit der Volksmusik.

VON SIMON STAUFER

Das Jazzfestival kann volles Programm bedeuten, nicht nur für die Fans der Musik, sondern auch für die Musiker selbst. Und wenn um 23.30 Uhr eine entschuldigend klingende Ansage kommt, weil das Konzert etwas später beginnt, trifft sie im Publikum auf Verständnis. Colin Vallon, Piano, Benz Oester, Kontrabass, und Norbert Pfammatter, Schlagzeug, bilden die Band des Abends, zwei von ihnen haben aber erst gerade in der Kammer gespielt. Und zusammen mit dem Star der Show, Elina Duni, geben sie an diesem Samstagabend im Rahmen des Jazzfestivals auch bereits ihr zweites Konzert im Haberhaus.

Die erst 27-jährige Jazzsängerin und Chansonniers hat eine interessante Biographie: 1981 im kommunistischen Albanien geboren, kam sie nach dem Zusammenbruch der dortigen Regierung im Alter von elf Jahren in die Schweiz, wo sie zuerst in Genéble, dort studierte sie klassisches Klavier, und ihre Karriere kam ins Rollen, sie spielte im Film «Ylla» mit und komponierte die Musik dazu, sie stand auf Theaterbühnen, gründete eine Band, erhielt Auszeichnungen, 2004 begann sie ihr Studium an der Kunsthoch-



Elina Duni: Eine letztlich sehr stimmige Stilmischung.

Bild Eric Bühner

schule Bern, wo sie ihre drei heutigen musikalischen Wegbegleiter traf und das Elina Duni Quartet gründete.

Dass diese vier Musiker aufeinander abgestimmt sind, darin besteht von Anfang an kein Zweifel. Mit einem leisen, gefühlvollen Arrangement eröffnen sie das Konzert, Dunis Stimme hallt durch den Raum. Dann folgt, ziemlich rasch, ein Wechsel zur südosteuropäischen Volksmusik, eine angejazzte

Variannte des momentan so populären Gipsy-Sounds, Folklore auf Piano, Drums und Kontrabass, darüber diese sehr präsent, eindringliche Stimme, die den Musikern immer wieder einen gewissen Platz lässt, aber nie in den Hintergrund rückt. Und die kurz darauf darin übergeht, Serge Gainsbourg zu singen, wobei Elina Duni klingt, als hätte sie ohnehin schon die ganze Zeit über Chansons singen wollen.

Wenn Elina Duni mal nicht singt, kauert sie, barfuss und in ihrem schwarzen Kleid, am Boden. Es passt zu den melancholischen Kompositionen, und es passt zu ihrer betont emotionalen, hin und wieder leicht pathetischen Gestik und Performance. Man versteht nicht, was sie singt, aber man versucht es zu erraten.

Das Gesamtbild, das sich aus dieser gleichermassen emphatisch performten wie versiert gespielten Mischung aus traditioneller Volksmusik, gefühlvollem Gesang und mitunter freigeistigem Jazz ergibt, ist schliesslich sehr stimmig. Elina Duni und ihre Band schaffen es, kompatibel, aber klassischerweise nicht zusammengehörige musikalische Einheiten zu einem homogen klingenden Ganzen zu verschmelzen – und damit schlicht und einfach gut zu klingen.

Entertainer und Pianist – eine kreative Mischung

Leo Tardin und Mike Ladd präsentierten im TapTab ihre ganz eigene Variante von Jazz.

Das TapTab am Jazzfestival 2008, herausgeputzt auf seine ganz eigene Art: Kerzen und Blumen stehen auf den Tischen, ein grosses, leuchtendes Logo des Events ist an der Wand befestigt. Es ist schon spät, die bereits von Frank Sinatra besungenen «wee small hours» nach Mitternacht haben begonnen, das Konzert noch nicht. Es läuft, relativ leise, ein angestauter Hip-Hop-Song. Dann ist es halb ein Uhr morgens, es wird still, Leo Tardin kommt auf die Bühne.

Der Jazzpianist und Headliner beginnt sein Set, zusammen mit Schlagzeuger Dominik Burkhalter, mit einer relativ ausgedehnten, elektronisch unterstützten Improvisation. Knappe zehn Minuten später kommt dann der eigentliche Showmaster des Abends: Mike Ladd, Alternativ-Hip-Hopper. Er steht am Mikrophon und legt sofort los, bringt ein Slam-Poetry-artiges Gedicht über Sex und Liebe, und wie ersterer zu letzterer wird, «without warning». Dann, auch ohne Vorwarnung, benutzt er Tardins Jazzpiano und die plötzlich sehr geradlinigen Drums als Unterlage und beginnt zu rappen, rappt dabei.

Tardin, der in New York lebend Genfer, und Ladd, der in Paris lebend Amerikaner, hielten im restlichen Verlauf ihres ausgedehnten Auftritts grösstenteils an dieser Dramaturgie fest: Der unscheinbare, aber oft brillante Pianist lieferte dem extrovertierten und äusserst originellen Entertainer den passenden Backdrop für seine Texte, dieser kam über den zum Te komplexen und leicht experimentellen mitunter aber auch durchaus funktionellen Arrangements aus Piano und Perkussion zu seinen poetischen Erkenntnissen. Tardin selbst stand jeweils dann im Rampenlicht, wenn se rappender Kollege die Bühne schenkenzeitlich verliess und seine instrumentalen Improvisationen den Raum überliess. «Grand Piano» feat. Quaron, diese kreative Mischung aus Jazz, Hip-Hop, Elektronik und Slam-Poetry fand Anklang und er puppte sich je länger, je mehr als geeignete Tanzmusik. Stellenweise erinnerte diese Musik an den Sound, in dem Hip-Hop-Bands wie The Roc oder A Tribe Called Quest in den Neuzigern den Jazz zelebrierten, immer wieder erinnerte sie an gar nichts. Und dann war sie vielleicht sogar besten.

Simon Staufier

Kopf der Woche Urs Röllin, Gitarrist und Co-Organisator Schaffhauser Jazzfestival

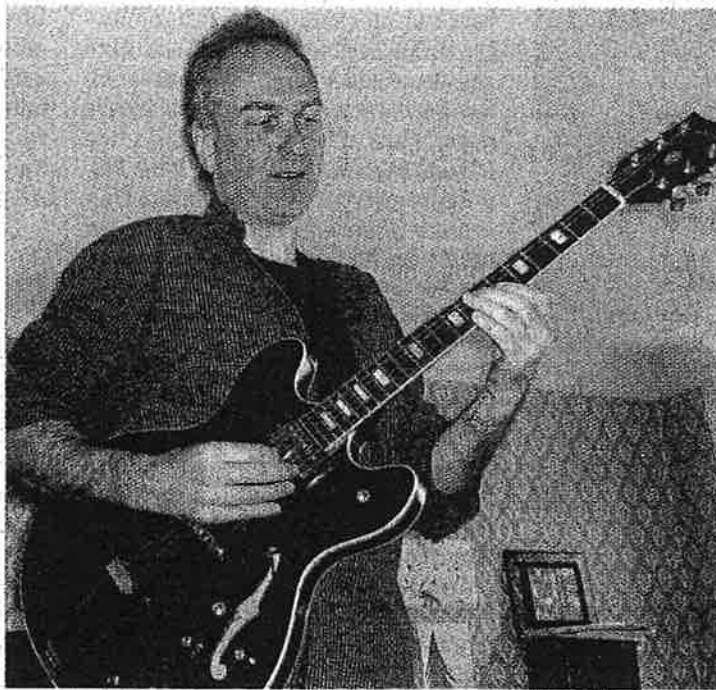
Schaffhauser Nachrichten DONNERSTAG, 22. MAI 2008

«Bei der Improvisation suche ich den magischen Moment»

Urs Röllin, mit Hausi Naef Organisator des Schaffhauser Jazzfestivals, ist Gitarrist. Soeben ist die CD «Neue Suiten» des Quartetts unart 4.0 erschienen.

VON ALFRED WÜGER

Am Anfang war die Blockflöte. Allerdings langweilte sie Urs Röllin bald, und er wechselte auf die Querflöte, litt jedoch unter den Methoden des Lehrers, und das Instrument flog an die Wand. Da war er 14. Urs Röllin wandte sich dem Sport zu und wurde Handballer. «Ich spielte in der Junioren-Nationalmannschaft.» Und zwar als Aufbauer. «Obwohl Teamplayer,



Wenn Urs Röllin in die Saiten greift, kommen anspruchsvolle Klänge heraus: «Ich möchte, dass man aufmerksam zuhört.» Bild Alfred Wüger

hatte ich eine dominante Rolle inne.» Urs Röllin machte eine Lehre als Elektromechaniker, begann Gitarre zu spielen, «Ragtime und Lieder von den Beatles, von Dylan und Neil Young». Den ultimativen Kick gab ihm aber der Gitarrist Jimmy Page. «Black Dog» von Led Zeppelin, das haute mich einfach um.» Dann lagen der Lehrabschluss und die Militärzeit hinter ihm, und Urs Röllin gönnte sich eine Auszeit, reiste nach Irland, um Englisch zu lernen. Die Gitarre hatte er mitgenommen, und eines Tages fasste sich der junge Mann ein Herz und stellte sich auf die Strasse, um zu musizieren, und siehe da: Was er spielte, kam an. Dennoch: Rockstar wie Jimmy Page wurde er nicht, heute zieht er improvisierte Musik vor, das, was aus dem Augenblick entsteht, verhaltene Musik auch. Wie lauter Knospen wirkt,

was Röllin spielt, selten nur explodieren die Blüten. «An der Bühnenkante ein Solo abzudrücken, das interessiert mich nicht besonders.» Was denn dann? «Unsere Musik ist modern, anspruchsvoll. Man muss sich darauf einlassen. Ich will, dass man aufmerksam zuhört.» Ob er denn glaube, dass seine Musik für die Gesellschaft relevant sei, ob er ein Sendungsbewusstsein habe? Ja, sagt Röllin. «In der Musik funktioniert L'art pour l'art nicht.» Auch im Quartett unart 4.0 ist der Gitarrist als Teamplayer unüberhörbar. «Wir bringen alle unsere musikalischen Stichwörter ein, ich liebe diese Art von Diskussion.» Sei es an Röllins Atelierkonzerten, sei es wie am 31. Mai im Haberhaus – auf der Bühne. «Gerne würde ich zwei, drei Wochen mit demselben Projekt auf Tournee gehen.» Dies sei aber in Europa kaum

mehr möglich. Zum Glück ist der Gitarrist nicht auf die Einkünfte aus Konzerten und CD-Verkäufen angewiesen. Urs Röllin erteilt mit einem Pensum von 55 Prozent an der Musikhochschule Luzern Unterricht in Gitarre und Fachdidaktik. «Dadurch ist es mir möglich, künstlerisch zu machen, was ich will.» Aber eben: mit andern zusammen und nicht im stillen Kämmerlein. «Bei der Improvisation suche ich den magischen Moment, wo sich das Ganze anders entwickelt als ursprünglich gedacht, und viel, viel besser.»

Zur Person

Alter 48

Zivilstand Verheiratet, 2 Töchter

Wohnort Schaffhausen

Hobbys Jazz und das Leben

Aktuelle Lektüre Ausstellungskatalog Europop

Free-Music-Workshop in den Hallen für neue Kunst Brückenschlag vom Barock in die Moderne

In Zusammenarbeit mit dem Schaffhauser Jazzfestival (21. bis 24. Mai) und der Raussmüller Collection wurde gestern in den Hallen für neue Kunst ein Musik-Workshop für Kantonsschüler organisiert, geleitet vom Kontrabassisten Barry Guy und von der Geigerin Maya Homburger. Die besondere Atmosphäre im Raum des Künstlers Mario Merz trug zur spannungsreichen Stimmung der Veranstaltung bei.

Es ging Barry Guy und Maya Homburger darum, einen Brückenschlag herzustellen zwischen barocker und Avantgardemusik. Das erste Stück wies noch hinter die Barockzeit zurück, indem die Geigerin den gregorianischen Pfingsthymnus «Veni creatur spiritus» spielte, in den Barry Guy in freier Improvisation einstimmt. Es folgte ein Satz aus den «Rosenkranz-Sonaten» von Heinrich Ignaz Franz Biber (1644–1704), der – überraschend in seinem barocken Duktus – schon stark in die Free Music wies. Dieser Eindruck verdankte sich nicht zuletzt der packenden, agogisch spannungsreich gestalteten Interpretation und dem ausserordentlich sprechenden Klang von Homburgers Barockgeige. Interessant waren auch die Übergänge von der barocken in die zeitgenössische Klangwelt, die sich ausnehmend organisch ereigneten. Was sich da auf einem Kontrabass für Klang- und Geräuschmöglichkeiten entwickelten, liess aufhorchen. Nicht nur, dass Barry Guy sein Instrument zum Schlagzeug erweiterte, auch die scheinbar unendlich variablen Klangfarben waren überraschend.

Im zweiten Teil der Veranstaltung demonstrierten Homburger und Guy, wie sie mit grafischer Notation umzugehen wissen. Dabei erhielt das Publikum Einblick in verschiedene gezeich-

nete Partituren, und die anwesenden Schüler und Lehrer wurden eingeladen, mit ihren mitgebrachten Instrumenten mitzuspielen. Zuerst wurden die auf den Partituren in einer speziellen Legende dargestellten Symbole von Klang- und Geräuschmustern besprochen und auf den Instrumenten ausprobiert; dann kam es zur gemeinsamen Interpretation eines ganzen Werks. Nach ersten, noch etwas zurückhaltenden Aktionen stiegen die Spielenden immer aktiver ins musika-

lische Geschehen ein, bis es schliesslich zur freien und bewusst gestalteten Improvisation kam. Bewegten sich die Spielenden zuerst meist in der mittleren Lage ihrer Instrumente, gelang es ihnen mit der Zeit, diese in ihrem weiteren Umfang einzusetzen. Nachdem sich eine Geigerin, zwei Gitarristen, ein Trompeter, ein Saxophonist und ein Akkordeonist quasi aufs hohe Seil gewagt hatten, taten dies auch die Vokalistinnen und Vokalistinnen, sowohl mit der Sing- als auch der

Sprechstimme. Dann, nach einer Rückwendung zum Barock, zu einem vom Duo Homburger und Guy packend interpretierten Satz aus Biber's «Rosenkranz-Sonate», kam es zu einem spannenden Experiment, in dem alle Teilnehmenden nach dem grossen Bild von Mario Merz – dem «prähistorischen Wind, der durch den Raum weht» – improvisierten. So kam es zu einem intensiven Abschluss der gelungenen Veranstaltung.

Monica Zahner



Barry Guy (rechts) und Maya Homburger (2. von rechts) mit Schülern am Workshop.

Bild Selwyn Hoffmann

Schaffhauser Nachrichten 8. Mai 08

High Noon vor dem Jazzfestival Barry Guy probt mit dem Orchester



Komponisten sind es, die als Orchestermusiker – ausser der Gastmusikerin Irène Schweizer sind keine Musikerinnen auszumachen – im London Jazz Composers Orchestra sitzen. Am Montag über Mittag besuchten wir die Probe im Stadttheater. Eine höchst faszinierende Angelegenheit: Das Erarbeiten einer Jazzpartitur ist ein intensiver Prozess, wo Kommunikation alles ist. «Hold!», ruft Komponist und Dirigent Barry Guy, dessen Kontrabass an einem Stuhl lehnt, und der Ton wird ausgehalten. Dann Gefuchtel. Noch ist nicht alles

im grünen Bereich. Man beugt sich über die Partitur, zeigt, vergleicht, lacht. Drummer Lucas Niggli erklärt im Hintergrund den Bläsern den Rhythmus. «Evan Parker just pointed out that ...», ruft Barry Guy und tauscht einen Blick mit dem bärtigen Saxophonisten, der für seine Zirkuläratmungssoli weltberühmt ist. Irène Schweizer sitzt konzentriert am Flügel – jetzt ihr Einsatz. Das langsame Crescendo klappt. Die Sequenz verklingt, und die Neugierde auf das Eröffnungskonzert am Mittwoch ist geweckt. (Wü.) Bild Selwyn Hoffmann